

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 1

Sonntag, den 3. Januar

1915

Aus den Kriegserinnerungen eines hessischen Militärarztes.

Von Dr. Rappeser, Generalarzt a. D.
(Nachdruck verboten.)

Von mir Nahestehenden ist schon öfters der Wunsch an mich herangetreten, einiges von dem, was ich in den Feldzügen 1866 und 1870/71 erlebt habe, zu dauerndem Gedächtnis aufzuschreiben. Wie ich schon anderswo bemerkt habe, so bin ich militärisch zu wenig veranlagt und wenig vorbereitet, um derartige Dinge, wie sie sich um mich herum zgetragen haben und die vielfach mit meiner fachmännischen Tätigkeit nichts zu tun hatten, in richtiger und gemeinsamer Weise wiederzugeben. Um jedoch meinen guten Willen zu zeigen, will ich nachstehend eine Episode aus dem Winterfeldzug 1870/71 aus dem Gedächtnis niederschreiben, wobei ich mir durch die Begleitumstände eher wie ein abenteuerlicher Schlachtenbummler denn als aktiver Teilnehmer vorkomme.

Nach der Katastrophe von Sedan und nach Bezwingung von Straßburg und Metz hatten wir gehofft, daß es nunmehr genug sei des grausamen Spiels. Statt dessen begann schon den Tag nach dem letztgenannten Ereignis der eilige Weitermarsch nach Südwest, wo durch den rastlosen Eifer des Agitators Gambetta an der Loire sich neue Gewitterwolken zusammenballten. So eilig hatte man es, daß in den ersten zehn Tagen des November nicht einmal ein notwendiger Rasttag gewährt werden durfte, und als wir endlich, südlich von Paris, an der Seine angekommen, einen solchen haben sollten, wurden wir schon am dunkeln Morgen alarmiert zum Weitermarsch, da in der Nacht Nachricht gekommen war von der schweren Bedrängnis, in welcher die Bayern bei Coulmiers geraten waren. Und gerade in dieser Nacht gemahnte uns der mit Schnee eintretende Frost daran, daß wir dem Winterfeldzug entgegengingen, und wenn uns auch kein Moskau und kein Beresina in Aussicht stand, so machte doch der scharf vom Atlantischen Ozean her uns entgegenwehende Schneewind sich recht fühlbar.

Rastlos ging es dann weiter. Einmal, als wir in einem ansehnlichen, aber fast menschenleeren Städtchen kurzen Halt machten, um die Pferde zu füttern, trat ich in ein Haus. Da entdeckte ich

in der glühenden Asche des Kamins ein paar köstlich duftende, gebratene Kartoffeln, die wohl von Vorgängern dort im Stiche gelassen worden waren, und wie ich sie aus den Herbstfeuern von meiner Knabenzeit her kannte. Und die habe ich dann in raffinierter Weise ausgenützt, indem ich sie bei dem alsbaldigen Weitermarsch in den beiden Seitentaschen meines Paletots verstaute und sie zuerst als Wärmespender ausnützte, indem ich abwechselnd mit einer Hand die Zügel führte und die andere in dem warmen Plätzchen unterbrachte, bis ich endlich die gesundene Göttermahlzeit verzehrte. Wir zogen dann weiter durch den herrlichen Wald von

Fontainebleau, wobei wir aber von dem Schlosse nichts zu sehen bekamen, und jenseits führte der Weg durch eine Steinwüste wie unser Felsenmeer am Melibokus, nur viel, viel ausgedehnter, und es war unheimlich zu denken, wie es uns Kavalleristen wohl ergehen würde, wenn da zwischen den ungeheuren Felsblöcken ein paar Krantkureure uns aufgelauert hätten.

In Malesherbes (von den Rosen des Herrn von Malesherbes habe ich dort nichts gesehen) traf uns der Befehl, daß während die hessische Division weitermarschierte, von den beiden Reiterregimentern je drei Eskadronen direkt nach Süden gehen sollten, dem zehnten Korps entgegen, dessen Marschlinie am weitesten nach Süden und parallel mit dem nördlichen Bogen der Loire und dem davor lagernden Wald von Orleans ging und daher des aufklärenden Dienstes der Kavallerie doppelt bedurfte, während es einen Teil der eigenen, die in den Kämpfen vor Metz zu sehr gelitten hatte, zur Erholung an die Pariser Belagerungsarmee abgegeben hatte. Es war ein unheimliches Reiten, so ohne begleitende Infanterie, mitten durch eine von Agitatoren bis zur Siedhitz erregte



Schmedts gut?

feindliche Bevölkerung.

Vor Montargis kam ich zum erstenmal in Tätigkeit, als die dortige Bevölkerung, verhebt durch einen jungen Menschen, den Gambetta dort als Unterpräfekten hingeschickt hatte, sich mit Massengewalt einer unserer, unter Führung des Leutnants, jetzigen Generaladjutanten von Scholl dort eindringenden Patrouillen widersetzte. Das sollte ihnen freilich übel bekommen; denn durch den Einjährigen Renz, der mit dem jetzigen deutschen Gesandten in Paris, Herrn von Schön, beides Wormser Kinder, den Feldzug als Freiwilliger mitmachte, war die Verbindung mit dem heranziehenden zehnten Korps hergestellt worden, und nicht lange

nachher sah man den Herrn Unterpräfekten in elegantem Frack, aber mit mittels Striden auf den Rücken gebundenen Händen, abführen, während das Städtchen für seine unberufene Kriegsteilnahme tief in den Sad steigen mußte.

Der Marsch ging dann im Korpsverband weiter, bis er in der Nähe des Städtchens Beaune la Rolande zeitweise zum Stillstand kam, da sich die Nähe des Feindes fühlbar machte. Unsere in einzelne Abteilungen aufgelösten Reiter machten weite Vorstöße zur Erkundung der feindlichen Stellung, und am 24. November hatten Teile von beiden Regimentern ein glänzendes Gefecht gegen französische Lanciers, deren Oberst schwer verwundet von den Unseren gefangen genommen wurde.

Da also das Korpskommando unsere Schwadronen in alleinige eigene Verwendung nahm, schwebte das Brigadefeldkommando wie das Kommando des Garde-Chevaulegers-Regiments einflusslos in der Luft, man konnte sich aber vorerst nicht von dem medizinischen Gefolge trennen. Erst am anderen Tage wurde man sich klar, daß wir eigentlich nur ein unnützes Anhängsel seien, für dessen Unterhalt es an den benötigten Mitteln fehlte. Spät am Abend erhielten wir dann noch Befehl, die Infanterie-Brigade Valentini aufzusuchen, um dort den Aufenthaltsort unserer Schwadronen zu erkunden, um bei ihnen Unterkunft zu suchen. Da dachte ich an die Worte des Apostels Petrus (1. Petr. 2. 18): „Ihr Knechte seid untertan mit aller Furcht den Herren, nicht nur den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen“, und zog hinab mit meinem Häuflein dahin, wo die genannte Brigade ihre Zelte aufgeschlagen hatte.

Dort wurden wir etwas unwillig empfangen, da man zur Zeit mit Nachrichten von einem drohenden Angriff des Feindes beschäftigt war, und mit der Mitteilung, daß die heftige Reiterei schon seit einigen Tagen nach dem gegen vier Stunden rückwärts gelegenen Chateau Ladon zur Rückendeckung gesandt und also zur Zeit für uns nicht erreichbar sei. Einweilen sollten wir uns auf der rechtswinklig abbiegenden Straße nach einem Gehöft begeben, um dort Unterkunft zu suchen, doch sollten wir uns im Falle eines Angriffs auf demselben Wege wieder zurückbegeben.

Bekanntlich ist dem einen sein Uhl, was dem andern sein Nachigall ist. Gerade am Tor des stattlichen Anwesens, das wohl einmal einer weltlichen oder geistlichen Herrschaft zugehört haben mag, trafen wir mit einer Patrouille zusammen, die, aus dem Wald kommend, einen Verwundeten mit sich führte. Es war ein ungefährlicher Schuß in die rechte Schulter, und die Kugel, die hinter der Schulterhöhe dicht unter der Haut lag, konnte ich durch einen kleinen Hautschnitt leicht entfernen. Sie war merkwürdig in der Form verändert, sie schien erst auf einen harten Körper, vielleicht einen Baumstamm, aufgeschlagen zu sein und dann abspringend den Mann getroffen zu haben, weshalb sie auch nur wenig Schaden getan hatte. Einer der Zuguter meinte, die Kerle hätten wohl Blei von Kirchenfenstern in ihre Schießseifen geladen. Meine gute Tat hatte uns aber sofort die Herzen aller Anwesenden zu Fuß wie zu Pferd erobert, und bereitwillig räumten sie uns sofort die beiden Staatsstuben der abwesenden Besitzer oder Pächter ein, während eine Anzahl Dragoner in einem geräumigen Vorraum an den reichlich vorhandenen Vorräten sich labten. Das waren nun herrliche Ausflüchte. Zwei prächtige Betten, wie man sie eben nur in Frankreich findet, und wie wir sie seit Monaten nicht mehr gehabt hatten, befanden sich da, und auf den glänzenden Zimmermöbeln stand ein prachtvolles Porzellan-service, von dem wir uns nur einige Teller und Tassen zu unserem Gebrauch entliehen, alles übrige aber wegen möglicher Verschädigung in einen Wandschrank verstaute. Da uns am Tag vorher auch der Führer einer Proviantkolonne aus Mitleid mit uns Verwundeten aus seinen Vorräten eine richtige Ochsenlende spendiert hatte, so stand uns nun mitten in den Vorposten ein „Leben wie Gott in Frankreich“ in Aussicht.

Am Morgen des dritten Tages rief mir mein Stiefkollege aus der anderen Stube zu: Heute ist Sonntag, heute wird richtig ausgeschlafen! Im Gefühl meiner Verantwortlichkeit stand ich aber doch auf, und da sah ich durch das Fenster drüben im Walde eine helle Flamme. Mein Bursche meinte: Da drüben schießen sie sich wieder einmal den ganzen Morgen herum und jetzt haben sie wohl wieder zum Zeitvertreib einen Holzhaufen angezündet. Ich ging aber dann in den Hof, wo mir eine merkwürdige Unruhe auffiel, und wie ich einen gerade mir begegnenden Unteroffizier fragte, was denn los sei, sagte er: Herr Doktor, s' is Alarm, machen Sie, daß Sie hinauskommen, die Bude wird da vorn gleich zu sein! Nun hieß es aber sich sputen. Ich hatte all die Zeit unsere Pferde, die auf einem vollen Heuschuber ein richtiges „Burenleben“ führten, zur Vorfrage immer nur für kurze Zeit zur Abkühlung abstellen, sonst aber stets marschbereit halten lassen. Gegen meine Männerchen aber, die gerade wieder statt Kaffee einen Topf Rotwein vor sich hatten, mußte ich fast Gewalt gebrauchen, um sie aus diesem Capua herauszureißen. Und es war hohe Zeit. Wie wir nach erhaltenen Weisung unseren Rückzug antraten, knallte es von links her immer näher, und da an der Straßeneinkerbung die Wagen zu stocken begannen, beschloß ich, außen um das Dorf herum zu reiten, schickte aber doch den Dragoner Philipp Lahr*) von Wonsheim, der sich bei mir befand, als Begleiter mit dem Sanitätswagen, und das war gut; denn gleich nachher fiel der Führer eines Bagagewagens von einer französischen Kugel getroffen vom Bod, und da hätte es leicht geschehen können, daß die mich begleitende

Mannschaft, von einer etwaigen Panik ergriffen hätte, in Mitleidenschaft gezogen werden können, und mein Kriegsgerät, wie meine persönliche Habe wäre in Gefahr geraten. Wir machten dann, daß wir schleunigst weiter kamen bis zu dem Bahnhof zwischen Beaune la Rolande und einem anderen Städtchen, dessen Namen mir entfallen ist, und wo man gerade die beginnende Schlacht vorbereitete. Der Bahnhof, wie das Städtchen Beaune, das mit zum Teil noch erhaltenen Ringmauern und seiner hochragenden Kirche einen romantischen Anblick gewährte, lagen etwa ein bis zwei Kilometer von einander entfernt auf dem steil abfallenden Rand eines langgestreckten Hü-



Ein Divisionspfarrer an der Front.

Unser Bild zeigt einen Franziskanermönch als Divisionspfarrer auf dem westlichen Kriegsschauplatz an der Front im Gespräch mit Leichtverwundeten.

gels, so recht geeignet zur Abwehr eines aus dem tieferen Land aufsteigenden Feindes. An dem Bahnhof, der einen bequemen Ausblick auf das Vorgelände gewährte und dessen Fenster mittels Matrasen und Hausgerät zu Schießscharten eingerichtet waren, hatten der kommandierende General und sein Stabschef Capriwi, der spätere Reichskanzler, mit einem kleinen Gefolge Aufstellung genommen, da man von hier die Gegend weit übersehen konnte. Man soll aber nicht denken, daß man da etwas von „Schlachten-gewühl“ gesehen hätte, wie man solches auf den Wilderbogen sieht. Die Vorgänge spielten sich meist unsichtbar zwischen Bäumen und Waldparzellen ab wie hinter Kulissen. Wir selbst aber trieben uns den ganzen Tag, von niemanden beachtet oder beschäftigt, als richtige Kriegsvagabunden herum.

Einige Male kehrten wir nach dem dahinter liegenden Städtchen zurück, um für Lebensnahrung und Notdurft zu sorgen, und da traf ich unseren Sergeanten Schmidt, der mit fest verbundenem Hals auf einer Kirchentreppe saß**). Er war, gerade so wie wir, am dunklen Morgen auf weit draußen liegendem Vorposten von einem plötzlichen Angriff der Franzosen überrascht und von einer Kugel quer durch den Hals geschossen worden, die merkwürdigerweise zwischen Luf- und Speiseröhre durchfahrend keines der großen Gefäße oder Nervenstränge verletzt hatte.

(Schluß folgt.)

*) Gestorben am 21. März 1911 zu Gießen.

**) Schmidt diente noch lange Zeit als Redell bei der Darmstädter Technischen Hochschule.

Der alte Bleicher.

Ein Lebens- und Zeitbild von Hein Kessel.

(Nachdruck verboten.)

Ich sehe ihn noch immer vor mir, den großen hagere. Mann, wie er mit seinem Pferdchen, eingeschnitten in eine lange Karre, die Straßen der Stadt langsam durchzog, um das frisch gewaschene Linnen der Bürger nach seiner Bleiche „auf der Erft“ zu fahren.

Das war damals noch eine schöne paradiesische Zeit im Städtchen; noch zogen sich rings verschwegene Pfade und Wege zwischen grünen Heden und schillernden Weiden um die altjüdische Festung; noch rauschte eine halbe Stunde vom Städtchen entfernt die klare Erft im alten vielverschlungenen Bett. Zwischen verkrüppelten Weiden, schlanken Erlen, kernigen Ulmen klang des Flusses geschwätziges Plaudern.

Damals lebte die Stadt nur sich selbst und Fremde, die zuzogen, erhielten als Stigma den Namen des Landes woher sie gekommen; der Eisler, der Nassauer, der Montjoier. Aber auch jeder Bürger hatte seinen Beinamen, der nicht immer ein Schimpfname war, auf den der Betreffende aber eher hörte, wie auf seinen Taufnamen.

Damals bleichten noch alle Bürgerfrauen, die etwas auf sich und ihre Wäsche hielten, nur auf der Erft. Der alte Bleicher kam mit seinem Pferdchen und seiner Karre zu jeder Stunde Wäsche abholen. Nur Sonntags war Ruhe. Der Bleicher war groß und schlant gewachsen, vom Alter schon ein wenig gebeugt; bartlos war sein Runzelgesicht und sein Gang infolge der langen Weine statig. Er war nicht immer guter Laune und dann war nicht gut klirren mit ihm essen. Das kam vom störrischen Pferdchen, das erblindet, sehr gerne seine eigenen Wege ging; besonders in den fastigen Alleen hinein. Das kam von den schwachhaften wichtig tuenden Waschfrauen; vom Wetter auch, denn ihn plagte die Wicht; und von des Lebens Nadelstichen überhaupt. Auch lebte der alte Mann der festen Meinung, daß in seinen jungen Jahren an ihm ein ungeheurer Betrug verübt worden sei. Lange war es her, da besaß er eine Bleiche (noch heute heißt es dort „auf der Bleiche“), ganz nahe bei der Stadt, da ließ er sich beschwären und verkaufte sie an einen großmächtigen Tuchfabrikanten, der baute eine riesige Fabrik dort und wie er die Fundamente auswarf, fand der Fabrikant dann viele Töpfe mit Geld, unermesslich viel Geld, und von der Stunde an war der Fabrikant ein Millionär und der Bleicher war arm geblieben. Das erzählte er jedem, der es anhören wollte. Oft habe ich die Erzählung vernommen, an lauen Sommerabenden, wenn der Bleicher Feierabend hatte und wir Jungen uns an ihn herandrückten. War er mit seiner Erzählung zu Ende, wie er aus oder zählte zwischen den zusammengeklappten Fingern: „Die Speckbove, die Speckbove, das Geld wor ming.“

Die neue Bleiche lag nun eine kleine halbe Stunde vor dem Städtchen am Ufer der Erft, sie hatte einen großen Vorteil vor der alten, weder Rauch noch Ruß, noch Staub verdaß das weiße Linnen. Frische feuchte Luft gab der Wäsche einen wunderbaren Geruch und die Bürgerfrauen betrachteten jeden Bleichtag als einen Tag der Sommerfrische. Einsam war's hier sonst, mütterseelen allein lag das kleine einsiedliche Häuschen am Wiesenrand, beschirmt von hohen Weiden zwischen dunklen Erlengesträuch. Die Wipfel der Weiden rauschten mit dem Wasser um die Wette und sangen den Bleicher und seine Frau und all' seine Kinder in Schlaf und Vergessen. Es war ein wunderlich, idyllisch Plätzchen, dieses Heim der Bleicherfamilie.

Hier herrschte ein echter Winter mit all' seinen Beschwerden, wie man sie nur damals kannte, aber auch mit all' seiner Beschaulichkeit; denn dann ruhte meist das Geschäft und des Sommers Ernte mußte über die gewinnlose Winterzeit hinweghelfen.

Irrendwo erblühte schöner der Frühling mit Weidenkätzchen, Veilchen und Schlüsselblumen, mit Nachtigallenschlag, Eifern- und Krähengezwir. Im Frühjahr hob sich das Geschäft und jauchzend mit den Vögeln um die Wette, kamen die Bürgerfrauen, ihre Töchter und Waschfrauen im trauten Verein heraus aus dem Städtchen. Froh, der Gassen Enge, des Winters Ede wieder für

ein Jahr hinter sich zu haben, gaben sie sich eifrig an die Arbeit, des Winters Gilbe mit der Frühlingssonne und dem klaren Wasser des Flusses aus dem Linnen zu bleichen.

Und der Sommer! Ja, wo konnte er schöner, geruhloser und lästiger sein, als bei dem alten Bleicher. Über der Stadt, den Wiesen und dem Wege brütete die Sonne; in den engen Gassen lag drückende Schwüle. Am Bleichrande aber wanderte der Schatten der Weiden umher; würzige Luft strich durch ihr Gezweig, feuchte Kühle zog vom Fluß daher und das Linnen duftete so einzig, wohligh und gut. Dann war nimmer Plaz auf der Bleiche, und des Bleichers Frau hatte großes Leid, all denen ein Plätzchen zu verschaffen, auf dem grünen Rasen anzuweisen, die hinausliefen. Von morgens in der Frühe bis zum späten Abend, ohne Unterlaß ging die Karre dann zwischen der Stadt und der Erft; das Geschäft blühte.

Kam dann der Herbst und schillerte das Laub der hohen kanadischen Weiden im herrlichsten Orange und Rot und Gelb, so ließ mit den kürzer werdenden Tagen auch die Bleicherei nach, um so langsam nach dem Winter zu erstehen, zur Ruhe zu kommen.

Dann rastete der grüne Rasen, überzog sich mit gelbem Schimmer und die Blätter der Weiden legten sich auf ihn, gaben noch ein Decklein darauf. Dann hatte das Pferdchen gute Tage. Nur wenige Male im Tage machte es noch den Weg zur Stadt, die übrige Zeit tummelte es sich auf der Weide umher. Dann hatte auch die Bleicherfamilie gute Tage, allerdings mit einiger Einschränkung. Der alte Bleicher war ein etwas schwierig zu nehmender Mann, der absonderliche Eigenschaften hatte und die jetzt in der beschäftigungslosen Zeit schärfer denn je hervortraten. Aber die Frau wußte ihn zu nehmen. Allzeit war sie seine treue Gehilfin gewesen.

Viele Kinder hatte die Bleiche aufwachsen sehen, und wie die Kleinen von unten nachdrängten, mußten die Großen hinaus in die Welt. Das Häuschen faßte immer nur seine bestimmte Zahl und die auf die Art nach draußen kamen, wird's nicht gereut haben, sie sind teilweise sehr gut untergekommen, und wenn im Städtchen Festtage waren, Kirmes oder Schützenfest, fanden sie sich alle wieder auf der Erft ein, dann war dort ein besonders großes Fest.

Ruhig ging der alte Bleicher durch das Leben und die Jahre. Er zog früh morgens aus, seine Kunden zu holen, schaffte ihre Körbe mit Wäsche nach der Erft, holte neue, brachte die gebleichte und aufgewaschene und meist auch getrocknete wieder nach der Stadt. Tag für Tag. Das fing Montags klein an, schwoll zum Donnerstag zur bedrohlichen Welle und kante Freitag und Samstag wieder ab. Sonntags war Ruhe, dann lag nur hin und wieder ein langes Stück selbstgesponnenen Linnens auf der Bleiche, aber dies war schon damals eine Seltenheit, wer spann noch und webte sein Linnen selbst?

Sonntags zog der alte Bleicher allein nach der Stadt, ganz in der Frühe zur Kirche und um die Sonntagsbedürfnisse für die Familie herauszuholen. Im Arm trug er ein Henckelkörbchen, das war schneeweiß, drinnen barg er seine Ware. Vor allem ein gut Stück Ochsenfleisch von Appels Zobel, dem Schlächter. Dann enthielt das Körbchen neben anderem unzweifelhaft auch einige Liter Bier wohl verkorkt in Sauerwassers Krügen. Dies lieferte Meyers Bitte, und während der die Krüge füllte, trank der alte Bleicher noch ein oder zwei Glas Bier auf Vorrat, dann wanderte er langsam, wie er auch gekommen, heim. Lange sah man die hohe etwas verkrümmte Gestalt des alten Bleichers mit dem Körbchen im Arm über den freien Erftweg dahinkriechen; wie an der Schnur gezogen lief der Mann über die Wegeblöße.

Lange Jahre, über ein gewöhnliches Menschenleben hinaus, spielte sich das Leben der Bleicherfamilie in diesem Kreislaufe ab.

Das Schicksal war manchmal mit schwerem Schritt über die Bleiche gegangen. Wo lehrte es nicht ein? Beim armen Mann aber haben seine Schläge stets eine breitere Angriffsfläche. Da brach hin und wieder ein Rad an der Karre, zermürbt von Sonnenbrand und Regen; ab und zu erkrankte ihm ein Pferdchen und wanderte zum Schinder, obschon noch kein Erneuerungsfonds vorhanden war. Schwere Verluste für einen armen Mann. Zweimal



Ein Stabsquartier
im vordersten Schützengraben 80 m vor dem Feind,
aufgenommen auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Der Unter-
stand des Bataillonstabes zeigt sogar den Luxus einer Schlep-
pe und einer Strohschicht mit Schlafdecken im Innern auf.

brach der alte Bleicher ein Bein, aber die alten brüchigen Knochen heilten immer wieder.

Dann kam etwas sehr schlimmes, etwas das nie wieder ausheilen sollte, das Verderben kam über die klaren Wasser der Erft. Daran ist im Laufe der Zeit und letzten Endes die Bleiche zu Grunde gegangen, daran krankt noch heute die Erft mit ihren modernen Anlagen. Oberhalb ward eine Zuckersfabrik errichtet, und deren Verbrauchswasser verpestete das Wasser der Erft, verwandelte den klaren Fluß in einen stinkenden Schlammstrom. Das fing an im frühen Herbst und dauerte in der Hauptsache bis Ende Januar, solange die Rübenverarbeitung anhielt; aber es genügte, um den Fluß und seine Umgebung und auch die Bleiche für das ganze Jahr zu verderben. Zum Aufwaschen, zum Gießen der Wäsche konnte das Wasser nicht mehr gebraucht werden.

Da ging der alte Bleicher mannhaft gegen die große Fabrik und ihre mächtigen Eigner vor, und er hatte Erfolg. Als Ersatz für die verschwundenen klaren Wasser bohrte man ihm einen Brunnen und setzte eine Pumpe darauf. Ein schlechter, ein wohlfeiler Ersatz. Ein Glück schon, daß die Fabrik im Frühjahr und Sommer keine Abwässer in den Fluß gab.

Es war aber durch diese Fabrik der Erft im landschaftlichen Sinne alles genommen. Eine üble Luft lag fortan über der herrlichen Auenlandschaft. Die klaren Kiesbänke verschlammten, der

Da legte sich eines schönen Tages die Frau des Bleichers hin und stand nicht mehr auf. Und es ging das Gerücht: „Das war eine treue Seele, ein gutes Weib, die hielt den Alten zusammen — und es soll mich wundern, wenn er seiner Frau nicht nachtrauere.“

Und man sollte recht behalten; der alte Bleicher flaute; der Tod des treuen Weibes ging ihm nahe, und dann blieb auch er eines Tages im Bett liegen. Es war im Vorfrühling, wenn so ein seltsam unruhig Treiben durch die Natur geht, wenn neues Leben mit Macht zum Durchbruch drängt, und altes so gern von hinnen geht. Sechszundachtzig Jahre zählte er, als er seine müden Augen für immer schloß und man ihn von der geliebten Erft wegtrug.

Wenn ein freier Tag mich in die Heimat führt, sehe ich den Alten im Geiste noch immer seine Pfade wandeln, sehe ihn mit Pferdchen und Wäschetarren und ohne diese mit seinem Körbchen auf dem hohen Erftwege wandeln, trotzdem heute sich alles von Grund auf verändert hat.

Er ist zur rechten Zeit gestorben. Nach ihm ging die „Verschönerung“ über die Erft, die Erft wurde gestreckt, frisiert, modernisiert und heute ist es keine Erft mehr; heute sind es „Promenaden“. Schnurgerade die Baumreihen; schnurgerade das Bett des Flusses. Der Begriff „Erft“ hat seine Bedeutung verloren.

Der alte Bleicher ruht schon lange in der kühlen Erde und schon lange bleicht man nicht mehr auf der Erft. Nach



Aus den Kämpfen an der Mosel:

Die Trümmer der von den Deutschen zusammengeschossenen Stadt Ruppertsberg, die von den Engländern, Belgiern und Franzosen mit ansehnlicher Hartnäckigkeit gehalten wird.

schöne Fischbestand starb ab. Ein Verwesungsgeruch, ein Fäulnis- odem zog durch die Niederung.

Dann versuchte man des öfteren den Lauf des Flühchens zu korrigieren; es kostete jedesmal schweres Geld und brachte wenig Segen. Auch half die Erft sich meist wieder selbst; ein Wolkenbruch droben in den Bergen und die Wasser stürzten wütend zu Tal, durchbrachen die neuen Schranken, warfen die Kiesdämme über den Haufen und brachten dem Fluß wieder die alten, lieben Ufer. Dann geschah es aber, daß die Wasser sich auch über die Bleiche stürzten und das einsame Häuschen der Bleicherfamilie wild umbrandeten, aber bald verliefen sie sich wieder und ungeschoren ließen sie ihren alten Freund.

Der alte Bleicher ging aufrecht, wenn auch mit manchem derbern Fluch, durch diese Argernisse und Neuerungen, er sah wohl die neue Zeit von allen Seiten anstürmen und ahnte, daß die auch der Erftbleiche ein Ende bereiten würden. Denn auch die Stadt sprengte ihren schönen Gürtel von Heden, Gärten, Bächen und Weihern und froh mit neuen Straßen, riesigen Fabriken und öden Steinhäusern der Erft immer näher und nach allen Richtungen immer weiter ins Feld hinein.

Kopfschüttelnd sah der Bleicher die großen Änderungen, zählte seine Jahre und dachte: „Mir hält es aus.“

Und es hat ihm tatsächlich ausgehalten, treu standen zu dem alten Manne und der Erftbleiche die bäftigen Bürgerfrauen und die Junft der Wäschfrauen, der echten, anerkannten; obgleich auch andere Bleichen in und um der Stadt entstanden.

ihm ist ein anderer gekommen, mit gutem Willen, aber es war nicht der alte Bleicher mehr und es war nicht mehr die alte Zeit, sie war mit ihm ins Grab gesunken.

Wie bald wird der alte Mann und seine Bleiche auch der Erinnerung gestorben sein? Die dem Alten als junge Leute nahe gestanden, stehen nun selbst in den vordersten Reihen, die den Nachdrängenden Platz machen müssen.

Die Erbin.

Von Ruth Wiffenbach-Bern.

(Nachdruck verboten.)

„Welches Glück,“ sagten die Leute, „hat dieses Mädchen nur. Hundertzwanzigtausend Mark hat sie letzte Woche von einer alten Verwandten geerbt. Nun kann sie ja ihren Architekten heiraten. Die beiden lieben sich ja schon lange und nur, daß sie kein Geld hatte, hat ihn wohl von einer Ehe Abstand nehmen lassen? Ein Architekt braucht eben eine reiche Frau, außerdem ist er Oberleutnant der Reserve, sogar von der Garde.“

Aber Edith Wieland dachte gar nicht daran, Peter Fischer jetzt zu heiraten.

So groß war die Liebe von seiner Seite wohl nie gewesen und jetzt, da sie das viele Geld bekam, jetzt wollte sie erst ihr junges Leben genießen. Dürer war ihr bisheriges Leben gewesen —

larg bemessen waren die Tage des Glückes, und jetzt sollte sie heiraten, nein, das tat sie nun nicht.

Auch Peter Fischer hatte von dem Glücke, das Edith betroffen, gehört. „Donnerwetter“, sagte er ganz laut in seinem Privatkontor, „da habe ich ja nun großartiges Schwein. Jetzt will ich diese Erbin schon zur Frau nehmen, sie ist ja ein liebes, kleines Mädel und dazu nun das nötige Kleingeld“. Am mittag teilte er seinem Freunde Müller die Freudenbotschaft mit.

„Na also, alter Bruder, ich gratuliere“, sagte Müller lachend. „Lange genug bist du nun Junggeselle gewesen, bist bald vierzig, also hopp!“

„Nur nicht so stürmisch, mein Lieber, alles mit Ruhe,“ erwiderte Peter Fischer bedächtig, wie es seine Art war.

Mit deiner Ruhe wird dir Edith in die Brüche gehen, es handelt sich doch jetzt um dein Lebensglück, verstehst du denn das nicht?“

„Ja, ja, wird so schlimm nicht sein, das Mädel wird ja nun nicht gleich davonlaufen?“

„Früher war es was anderes, aber jetzt würde ich nicht zaudern“, sagte Paul Müller ernst. „Solche Partie wird dir nicht so bald wieder quasi vom Himmel fallen.“

„Na, den Frühschoppen wollen wir aber deswegen nicht fahren lassen, was? Na Prost und so.“

Welche Aufregung, doch solche Nachricht mit sich brachte.

Peter Fischer klug genug, tat auch nicht dergleichen.

Sie unterhielten sich von ganz gleichgültigen Dingen.

Endlich sagte Edith: „Nächste Woche fahre ich weg, Herr Fischer.“

„So, wohin denn?“ erkundigte er sich.

„Nun, zuerst besuche ich Bekannte in Leipzig, dann fahre ich in die Schweiz, wann und ob ich wiedertehre, weiß ich noch nicht.“

Fischer war ganz perplex dieser Eröffnung gegenüber, und wußte nichts zu sagen, als: „Aber Fräulein Edith, ist das Ihr Ernst? Bleiben Sie doch lieber hier. Was wollen Sie in der Schweiz?“

„Nein, ich fahre, Herr Fischer, was soll ich im Sommer in dem staubigen Berlin?“

Was sollte er ihr erwidern, er wußte rein gar nichts, sie von diesen Plänen abzubringen, hatte er auch ein Recht dazu? Er war wie vor den Kopf geschlagen.

Also war ihre Liebe zu ihm doch nicht so groß, wenn sie ihn so ohne weiteres aufgeben konnte. Und er hatte sich eingebildet, daß sie ohne ihn nicht leben könne.

Er bedachte nicht, daß auch die innigste Liebe erblaßt, wenn sie stets nur Kränkungen erleidet. Und er hatte ihr oft weh getan.

Es war im Anfange anders gewesen. Gewiß, Edith hatte ihn sehr lieb gehabt, hatte es ihm auch, offen wie sie war, wohl zu sehr gezeigt, dann aber war doch ihr Stolz erwacht, als sie fühlte



Aus den Kämpfen am Hferanal: Gedecie deutsche Infanteriestellung bei Menport.

Heute morgen hatte er noch gar nichts davon gewußt, und am mittag war man in Aufregung deswegen.

Er konnte der Edith aber nicht gerade um den Hals fallen. Eigentlich hatte er ihr gegenüber kein ganz gutes Gewissen. Er hatte sie öfter in der letzten Zeit schlecht behandelt, hatte sie sogar verstoßen, letzten Sonntag hatte sie ihn erwartet, und er war nicht hingegangen, er hatte sich zwar am Montag brieflich entschuldigt, aber trotzdem, er wußte, daß sie gekränkt war, hatte er eine Ahnung von der Erbschaft gehabt, hätte er für sie wohl Zeit gehabt.

Sie hatte darüber auch keine Andeutung gemacht und überhaupt, wer weiß, ob das alles stimmte. Fremde Leute faheln viel. Jedenfalls wollte er nicht so tun, als ob er jetzt so eilig hätte.

Er wollte warten, bis sie ihm schrieb, oder bis er sie traf, dann konnte er ja noch immer Fählung gewinnen, die Sache würde sich schon machen lassen. Peter Fischer ließ sich nicht gerne aus seinem Phlegma aufrütteln. Nur alles mit der Ruhe, war sein Wahlspruch.

Als er Edith am Mittwoch traf, tat er sehr erfreut, sie zu sehen.

Sie dagegen war sehr kühl ihm gegenüber. Sie war noch böse, wegen letzten Sonntag. Ihr war es jetzt ganz gleichgültig, sie hatte ja ihr Schicksal in der Hand, konnte tun und lassen, was sie wollte und hatte es wirklich nicht nötig, auf Peter Fischer zu warten, bis es ihm beliebte, mit ihr auszugehen. Sie hatte keine Ahnung, daß er es schon wußte, wegen der Erbschaft und sie verriet es auch mit keiner Silbe. Was brauchte er das auch zu wissen!

daß sie ihm doch nichts war. Es gab ja so viel hübschere Mädchen, als sie, elegantere. Oft genug hatte er durchbliden lassen, daß er schöne Toiletten liebe. Es war ja etwas taktlos von ihm, denn er wußte, wie mühsam sie sich durchbringen mußte, mit den schlecht bezahlten Schreibarbeiten und sie sich absolut keine Extravaganzen erlauben durfte. Sie sah ja stets hübsch und niedlich aus, sie hatte viel Geschick, sich Hüte und Blusen zu machen, aber es waren halt doch nur billige Sachen, die sie sich hatte anschaffen können.

Und nun? Ja, nun konnte sie sich auch bald kleiden, das Teuerste und Schönste sich anschaffen, wenn sie wollte. Jetzt konnte sie nachholen, was sie versäumt hatte, was sie all die Jahre entbehrt hatte, sie, die arme Waise war ja nun reich.

Fast übermütig ging Edith an Peter Fischers Seite. Das Glück hatte ihre Wangen gerötet, ihr die Augen klar gemacht und ihr Begleiter schaute sie an, als ob er sie das erste mal sähe. „Man merkt“, dachte er, „daß das Glück bei ihr eingetroffen ist, sie ist ein ganz anderer Mensch heute, es stimmt also wohl mit dem vielen Marmmon.“

Wie dumm er doch gehandelt hatte! Das gute Kind hatte um ihn gelitten, vielleicht gar geweint, wenn er sich mit Freunden in faden Lokalen herumgetrieben und sie abgespeist hatte, mit dem ewigen: „Ich habe keine Zeit heute“, wenn sie ihn antelephonierte. Nun hatte er den Salat. Nun ging sie auf und davon und er hatte das Nachsehen.

„Wollen Sie wirklich so ohne weiteres weg, Fräulein Edith?“ fragte er nach längerem Schweigen.

Gewiß, wer wird mich denn auch hier vermissen? Kein Mensch!"

"Sagen Sie das nicht, wir alle, die Sie kennen, werden Sie vermissen."

Ihr glodenhelles Lachen tat ihm weh, als sie ihm erwiderte: "Gehen Sie, Herr Fischer, Sie scherzen wohl? Sie am wenigsten werden mich vermissen, Sie hatten ja stets so schrecklich viel zu tun in der letzten Zeit, hatten nie mehr Lust, mit mir zusammen zu sein, Ihnen wird es nichts verschlagen, wenn ich gehe."

Er hätte sagen können: "Im Gegenteil," aber die Phrase glaubte sie ihm doch nicht mehr.

"Was doch so ein Geldsack ausmacht," dachte er.

Jetzt hatte sie ihn in Händen. Früher war es anders gewesen, da hatte er sie beiseite geschoben, wenn es ihm nicht paßte, und es hatte ihm gar oft nicht gepaßt. Und nun hätte er alles Mögliche darum gegeben, um ein liebes Wort von ihr zu erhalten.

Er fühlte, sie war ihm jetzt verloren.

Von Leipzig schrieb Edith ihm verschiedene schöne Karten, auf denen ihre Bekannten ebenfalls unterschrieben. Da sagte er sich ein Herz und teilte ihr mit, daß er nächsten Sonnabend dorthin kommen werde. Er wollte doch sehen, ob er sein Schicksal nicht zwingen konnte.

Sie schrieb ihm zurück, daß es nicht ginge, sie hätte keine Zeit.

Revanche

Später schrieb sie noch ein paar mal aus der Schweiz, von Basel, Genf und Lausanne.

Dann hörte er lange nichts mehr von ihr, bis eines Tages im Herbst eine Karte von Neapel eintraf. Sie teilte ihm mit, daß sie mit einer Verwandten dort weile, daß sie ein wenig Sehnsucht nach Berlin hätte.

Umgehend schrieb er, sie möchte doch im Winter wieder nach Berlin kommen, er würde sich sehr freuen.

Dann hörte er nichts mehr von ihr, fast ein Jahr lang. Ansomehr dachte er die ganze Zeit an sie, wo sie wohl weilen möchte, was sie wohl trieb und vieles andere.

Er hätte nun heiraten können, er tat es nicht. Auf was wartete er wohl noch? Gewiß war auch Edith inzwischen in den Ehestand getreten, hatte irgendwo ein Glück gefunden, sie konnte ja nun auswählen. Was war er ihr noch? Er war ja weder hübsch noch jung, was wollte er von ihr? Sie hatte ihn wohl längst vergessen.

Dem war aber nicht so. Edith hatte bald genug die Fadaisen der Kavaliere, die sie umschwärmten, satt bekommen, sie fühlte, daß alles nur ihrem Gelde galt, aber sie wollte um ihrer selbst willen geliebt werden, und schließlich hatte sie keinen gefunden, den sie nur annähernd hätte lieben können.

Eines morgens erhielt Peter Fischer ein Telegramm. Es enthielt die Aufforderung, zu dem und dem Zuge zu kommen, weiter nichts.

Er hatte keine Ahnung, wer es sein könne. An Edith dachte er nicht, er glaubte sie weiß Gott wo.

Zur angegebenen Zeit ging er auf den Anhalter Bahnhof. Am Ausgang des von Frankfurt kommenden Zuges hielt er Ausschau.

"Wer in aller Welt kann es sein," dachte er.

Auf einmal gab es ihm einen Ruck. Vor ihm stand Edith Wieland.

War es wirklich die Edith, die er kannte? Wie schön war sie geworden, viel schöner, als früher, voller und einfach, aber geschmackvoll gekleidet.

Ihr herziges Lachen hatte sie in der Welt draußen nicht verloren, konstatierte er, als sie ihm die Hand gab.

"Also Sie sind es, Fräulein Edith?" sagte Peter Fischer endlich, "Sie lieben aber die Überraschungen. Nun, wie geht es Ihnen? Aber was frage ich, das sehe ich ja so."

"Ja," erwiderte Edith frohgemut, "mir geht es gottlob gut. Und Ihnen Herr Fischer? Wohl unterdessen Ehemann geworden?"

"Nein, Fräulein Edith, keine Spur, noch ebenso ledig, wie früher."

"So, so, ich dachte, Sie hätten sich in der langen Zeit verheiratet."

"Es war keine da, die mich wollte," spöttelte der Architekt. "Das glaube ich Ihnen ganz bestimmt nicht, ein Mann, wie Sie."

"Gewiß lag es an mir, ich wollte ja gar nicht heiraten. Ich wartete auf die eine, die mir seinerzeit ausgekniffen ist, und nun habe ich sie hier und lasse sie nicht wieder fort, das schwöre ich."

Beglückt sah Edith Wieland in das alte, liebe Gesicht. Ja, von allen den Herren, die sie zwischen kennen gelernt hatte, war ihr doch keiner so lieb, wie dieser große, böse Mensch hier.

"Ist das auch wahr?" fragte Edith und sah zu ihm auf, in gläubigem Vertrauen, und etwas wie Heimatgefühl und Geborgenheit kam über sie.

"Kleine Zweiflerin," sagte er nur, nahm ihren Arm und führte sie nach einem hübschen, ruhigen Weinrestaurant, das um diese Zeit noch vollständig leer war.

Dort fragte Peter Fischer, als sie bei einer Flasche Mosel waren, ob sie nun gewillt sei, seine liebe, kleine Frau zu werden.

Edith war so gerührt, daß sie nichts anderes tun konnte, als seine Hand drücken.

Und später bekannte sie ihm, daß sie oft schreckliche Sehnsucht nach ihm gehabt hätte; "denn ich habe dich ja von Anfang an innig lieb gehabt, aber mit deinen Lieblosigkeit hast du mich vertrieben, und ich habe oft an dir gezweifelt."

"Ja, ich war oft recht ruppig zu dir, liebe Edith, aber ich will mir nun Mühe geben, durch doppelte Liebe alles wieder gut zu machen."

"Also, es sei alles vergessen und vergeben," sagte Edith in ihrer alten, liebevollen Art.

Und dann vertraute sie ihm an, daß sie ja nun reich sei, daß er keine Angst zu haben brauche, daß er eine arme Frau bekäme. Peter Fischer tat, als ob er noch nichts davon wüßte und Edith freute sich, daß sie ihn damit hatte überraschen können.

Und dann, trotz allem Sträuben nahm er sie in die Arme und küßte ihre süßen Augen und den roten, weichen Mund. Diesmal meinte er es ehrlich, denn es war auch gar zu lieb geworden, das kleine Mädchen.

Ein Wonneshauer floß Edith über ihre ganze Gestalt, und sie schloß die Augen in selbigem Glück.

Endlich telephonierte Peter Fischer an seinen Freund Müller und bat ihn, doch schnell herzukommen, er hätte ihm etwas sehr Wichtiges mitzuteilen.

"Setz dich der Mensch am hellen Mittag schon in die Weinfneipe," räsionierte dieser, aber da es gar so etwas Wichtiges war, was ihm Fischer mitzuteilen hatte, ging er hin.

Die Überraschung war vollkommen. Müller schaute nicht schlecht, als er seinen Freund in Damengesellschaft traf, als er aber in dem hübschen Mädchen Edith Wieland erkannte, da erriet er, was ihm Fischer mitzuteilen hatte.

"Nun kannst du ein Glas auf unser Wohl trinken, alter Freund, Edith und ich haben uns soeben

verlobt. Kellner, noch ein Glas, bitte."

"Ich gratuliere von Herzen," rief Müller und als sie dann zu dritt beim Wein saßen, da ließ er das Brautpaar hochleben.

Als die beiden Herren später den Heimweg zusammen antraten, da sagte Müller: "Du hast mehr Glück, als Verstand, Fischer. Sie kam also wirklich zu dir zurück, die Edith? Abzulegen, du kannst nur stolz sein auf sie, die gibt ein prachtvolles Weibchen. Ich gratuliere nochmal. Du hast wirklich in den Glückstopf gegriffen, alter Knabe."

"Ja, ja," erwiderte Fischer und ein eigenes Lächeln umspielte den hübschen Mund. — Im Herzen gelobte er sich, Edith sehr glücklich zu machen. Sie hatte es um ihn verdient, und er hielt Wort.

Mertspruch.

Mag unsern Seelen auch Großes fehlen,
Was and're hoch erhoben,
Ein reines Meinen und Treu' im Kleinen
Es trägt uns auch nach oben.



Ein deutscher Landsturmman in Winterausrüstung auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Neben warmer Unterkleidung und Kopfschutz hat die Heeresverwaltung auch für die Ausrüstung der Truppen mit Pelzmänteln gesorgt, die unsere Feldmänner der Winterlandschaft anpaßen.

Der Kriegsfreiwillige.

Von J. F. F. F.

Bist du es wirklich, der vor mir steht
Mit Schlepper und stirkenden Sporen!
Bogt ausend! Wie doch die Zeit vergeht!
Du bist ja wie flammende geboren!
Wie strecktest früher du riesig lang
Die Beine durch kurznappe Hosen!
Wie fein doch früher die Stimme klang!
Ein Mutli wie Milch und wie Rosen!
Jetzt spannt die Hose sich tief zu Fuß,
Und rauh bröhnt die Stimme, die harte;
Es fährt die Hand an die Stirn zum Gruß,
Die Lippe trägt Spuren vom Barte.
Muß mich besinnen — zwölf Wochen bloß!
Da kamst du, die Mäse im Nacken,
Auf sprang die Türe: „Nun geht es los!“
Schon flog in die Ede der Faden.



Ein Beobachtungsposten am Scherenfernrohr.

Dein Bild!

Ich sah dein Bild — ich hab's im Traum geseh'n —
Du mußttest abschiednehmend von uns geh'n,
Du voller Mut — und doch — das Auge tränenschwer:
„Laßt mich! — Den Abschied nicht ertrag ich mehr!“

Ich sah dein Bild — ich hab's im Traum geseh'n —
Ich sah dich kampfbereit dem Feinde gegenübersteh'n,
Ich sah dich zielen — lichten immer mehr der Feinde Reih'n,
Ich hörte des Feindes Kugeln pfeifen — sah sie um dich schlagen ein!

War das dein Bild, das ich im Traum geseh'n? —
Den Todesengel sah' ich still vorübergeh'n,
Auf einer Bahre eine teure Last —
Die Hand noch's Kreuz von Eisen faßt! —

Das war dein Bild! — Ich hab's im Traum geseh'n —
Du mußttest abschiednehmend von uns geh'n,
Rufst aus der Gruft — da unser Auge tränenschwer:
„Laßt mich! — Den Heldentod beweint nicht mehr!“

P. Schreiber.

„Nun geht es los! Und ich helfe mit!
Probieren geht über Studieren!
Laßt mich! Kein Mahnen, kein Rat, ich bitt'!
Ich muß für mein Deutschland marschieren!“ —
Zwölf Wochen bloß! Aus dem Rost ward Wein,
Aus Wollen ward stählerner Wille;
Der Knabenhimmel fiel früh schon ein,
Du reitest zum Mann in der Stille. — —
Nun willst du gehn, denn ihr rückt ins Feld —
Mein Junge, was soll ich dir sagen!
Ich weiß, 'ne Predigt dir nicht gefällt,
Und auch nicht das bängliche Klagen.
So geh! Dem Feind schau frei ins Gesicht!
Laß fühlen ihn Jungdeutschlands Schlage!
So geh! Bleib treu der Soldatenpflicht!
Der Himmel behüt' deine Wege. —
Du gehst! Ich schau dir noch lange nach —
Dein Gruß klingt mir weich in den Ohren —
Und durch den grauen Wintertag
Ein Ton schwebt von stirkenden Sporen. —

Seeschlacht.

„Der Feind ist in Sicht! Drei sind es an Zahl!
Wir sind ihm gewachsen, ihr kenntet die Wahl!
Mit Vollampf voraus dem Feinde entgegen!
Ein Hurra! Matrosen, auf, haut euch nicht schlecht;
Marsch, an die Geschütze, nun klar zum Gesecht.
Mit Vollampf voraus dem Feinde entgegen!
Drauf ist die Losung, den Feind zu zerschmettern,
Dazwischen gefahren mit Donnern und Wetter!
Frisch auf denn zur blutigen Siegesfahrt,
Ich kenne ja meiner Matrosen Art!“
Und wir glitten hin auf bewegtem Meer
Gleich Wollen, stumm und gewitterschwer.
Der Himmel schaute zerrissen und fahl,
Bald glänzt im Westen der letzte Strahl.
Und wir glitten dahin... da... plötzlich ein Bliz...
Hurra! Sie ließen das erste Geschütz!
Doch donnert vernichtende Antwort schon...
Ein Wutgeheul... ein Lachen voll Hohn...
Ein Ringen im Pulverdampf, Feueresglut,
Erhobte Gesichter, das Auge blüht Mut.
Die Geschütze feuern, der Donner tracht,
Wild heulte der Sturm sein Lied zur Schlacht!
Zerrissene Leiber... ein letzter Hauch...
Kraftstrogender Rede, bald blutest du auch...
„Die Hand, Kamerad!“... Du kennst mein Gebot
Wenn rings der blutgierige Feind uns droht!
Ein Volltreffer nun... der Moloß erbebt...
Sein Achterdeck hoch gegen Himmel sich hebt.
Das donnert und tracht, das schäumt und zischt,
Hauhoch spritzt auf der schloßweiße Wüst...
Die Flamme prasselt... loht riesengroß...
Kein Halt... Die Tiefe gähnt bodenlos...
Er neigt sich zur Seite und sinkt in die Flut
Und reißt mit sich nieder viel junges Blut...
Der Donner verhallt, rings alles schweigt,
Am Himmel ein blasser Stern sich zeigt...
Wir stehen zur Wehr, der Sieg unser Lohn!
Der Feind geschlagen, besiegt entflohn!
Wir fahren in Frieden der Heimat zu...
Doch vielen blühet die ewige Ruh!
Am Kiel schäumen gurgelnd die Wellen sacht...
Und leise auf Flügeln kommt dämmernd die Nacht!
Venedikt Rippes.

Unsere Bilder.

Schmeckt's gut? Deutsche Soldaten verteilen in Belgien ihr Mittagessen an die Kinder ihrer Quartierleute. Die Kinder sind schon sehr zutraulich zu den deutschen Soldaten geworden, zumal diese die Bevölkerung gar nicht spüren lassen, daß sie die berüchtigten Barbaren sind, für die sie unsere Feinde hinzustellen versuchten. Wenn die Verhegung nicht gewesen wäre, hätte der Krieg in Belgien lange nicht den blutigen Charakter angenommen.

Ein Beobachtungsposten am Scherenfernrohr. Das wichtigste Amt der kämpfenden Truppen hat u. a. auch der Beobachtungsoffizier, der sich meist hinter irgend einer Bedung mit seinem Scherenfernrohr postiert, um dort seine Beobachtungen anzustellen und diese sofort durch das in der Nähe befindliche Telephon an das Kommando weiterzugeben. Hier sehen wir einen derartigen Beobachtungsposten auf dem Dache eines flämischen Bauernhauses. Das tragbare Feldtelephon. Eine der wichtigsten Verkehrsgruppen unserer Armeen, die Fernsprech-Abteilung, hat durch ihre glänzende, auf gründliche Schulung aufgebaute Tätigkeit, viel zu der Schlagfertigkeit unserer Armeen beigetragen. Unser Bild zeigt das tragbare Feldtelephon, das eine Fernsprech-Abteilung bis in die vordersten Schützengräben ermöglicht.

Ernst und Scherz.

Sprüche.

* Hast du zur Arbeit gerade Mut,
Geh schnell daran, so wird sie gut;
Fällt dir was ein, so schreib' es auf,
Ist heiß das Eisen, hämmere drauf!

Arbeit, Mühe, Schweiß und Frost
Sind des Ruhmes und der Tugend Kost;
Mit Müßiggang und Gemächlichkeit
Man keinen Namen nicht bereikt.
Aber von ernsthaftigem Fleiß
Muß der Stahl schmelzen wie das Eis.

Ein gefeierter Hindenburg vor hundert Jahren. Der Name Hindenburg, einer der berühmtesten unserer Tage, wurde schon vor hundert Jahren mit Ehren bedacht. Kein Geringerer als Heinrich v. S. L. e. i f schreibt unter dem 3. Juni 1801 über seine Reise von

Leipzig nach Göttingen an seine Braut Wilhelmine v. Zenge: „Wir suchen uns in jeder Stadt immer die Würdigsten auf, in Leipzig Plattner, Hindenburg, in Halle Klügel, in Göttingen Blumenbach, Weisberg usw. Aber Du kennst wohl diese Namen nicht? Es sind die Lehrer der Menschheit.“ Und in einem vom 18. Juli 1801 datierten Briefe an Karoline von Schlieben heißt es: „Ich habe auf meiner Reise so viele gute liebe Menschen gefunden, in Leipzig einen Mann (Hindenburg), der mir wie ein Vater so ehrwürdig war.“ Besonders bezeichnend aber für den großen Einfluß, den der wiederholt gerühmte Hindenburg auf den Dichter ausgeübt hat, ist ein vom 13. März 1803 datierter Brief an die Schwester Ulrike. „Vorgestern faßte ich ein Herz,“ hieß es da, „und ging zu Hindenburg. Da war große Freude. Nun, wie steht's in Paris um die Mathematik? — Eine alberne Antwort von meiner Seite, und ein trauriger Blick zur Erde von der seinigen. — So sind Sie bloß so herumgereist? — Ja, herumgereist. — Er schüttelte wehmütig den Kopf. Endlich erhobte er von mir, daß ich doch an etwas arbeite. Woran arbeiten Sie denn? Nun! Kann ich es denn nicht wissen? Sie brachten diesen Winter bei Wieland zu; gewiß, gewiß. — Und nun fiel ich ihm um den Hals und kitzte und küßte ihn so lange, bis er lachend mit mir übereinkam; der Mensch mußte das Talent anbauen, das er in sich vorhergehend fühlte.“ Der Hindenburg, dessen der Dichter hier mit soviel Reizung und Verehrung gedenkt, war der Mathematiker Karl Friedrich Hindenburg, der am 13. Juli 1741 zu Dresden geboren wurde und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu den Berühmtheiten der Leipziger Universität zählte. Er gehörte der Hochschule seit 1781 an und war von 1786 bis zu seinem Tode (1808) ordentlicher Professor der Physik; man schätzte ihn hoch als den Er-

finder der „kombinatorischen Analysis“. Es wäre interessant zu erfahren, ob das bürgerliche Geschlecht der Hindenburg, dem der Meister der mathematischen Kombination angehörte, mit der Familie, der der Feldherr entstammt, verwandtschaftlich zusammenhängt.

Schlachtfelder und Wild. Die Scheu des freilebenden Wildes läßt von vornherein erwarten, daß es vor dem Schlachtenlärm flüchtig wird und sich anderweitig in Sicherheit zu bringen sucht. In erster Linie gilt dies für Rot-, Reh- und Schwarzwild. So ist zum Beispiel auch aus dem gegenwärtigen Kriege im Westen bekannt geworden, daß das Schwarzwild aus den Ardennen, dem Argonner Wald und den Vogesen nach dem Innern Frankreichs und auch nach der Schweiz gewechselt ist, wo es in seiner Massenhaftigkeit auffällig wird. Mehr der Dedung vertrauend, weisen sich Hasen, Kaninchen, Fasanen und Feldhühner aus. Als die Schlacht bei Rossbach am 5. November

gen, meist vergeblich, vorangegangen waren hat die Heeresleitung die angesehensten Männer eines Ortes als Geiseln festnehmen und mit aller Rücksicht als Kriegsgefangene behandeln lassen, aber auch, um den Zweck der Haftung nicht zu verfehlen, strengere Strafen und, falls die Sicherheit der Truppen gefährdet wurde, den Tod angedroht. Bisher hat sich dieses zum Kriegsrecht gehörende Abschreckungsmittel ebenso wie 1870/71 (wo durch Festnahme eines einzigen Bürgermeisters ganze Banden von Franktireurs in Schach gehalten wurden) bewährt und oft Schlimmeres verhütet.

Kein Getränk. Handwerksbursche: „Ich bitt', meine Herren, geben S' mir eine kleine Unterstützung, damit ich etwas trinken kann; vier Tag' hab' ich wegen Bettelns sitzen müssen, ohne was zu trinken!“ — Einer der Gäste: „Aber ein Krug mit Wasser wird doch wohl in der Zelle gewesen sein?“ — Handwerksbursche: „Ja a Wasser war schon da — aber nix zum Trinken!“

Gastfreundlich.

Das Geburtstagskind (getränkt zum Gast): „Sie wollen schon aufhören zu essen, Herr Hamster? Nein, da beleidigen Sie mich — bis jetzt haben Sie sich noch jedes Jahr bei meinem Geburtstag den Magen verborben!“

Kindermund.

„Kräulein, ich muß nun auch Strümpfe stricken für Vater, der im Krieg ist.“ — „Warum denn jetzt gerade?“ — „Nun, jetzt kommt doch der Landsturm und da wird's so furchtbar kalt!“

Also daher. „Denke nur!“ sagte der über die Gefahrtheit der Gelehrten erstaunte Peter; „denke nur, die Leute können Sonnen- und

Mondfinsternisse vorauswissen!“ — „Ei, das ist was Rechts,“ antwortete Töffel: „sie sehen's ja aus dem Kalender!“

Ihre Krankheit. A.: „Wie geht's deiner Frau?“ — B.: „Ach, die hat fortwährend mit ihrem Kopf zu tun.“ — A.: „Und kann ihr der Arzt nicht helfen?“ — B.: „Nein, nur die Puzmacherin!“

Rätsel.

Ein Kind der Ersten ist das Ganze,
Ihm dient der Zweiten eh'ne Schar;
Das Neue bringt's mit bunten Kranz,
Und neu beginnt's mit jedem Jahr.

Es lehrt die Erste überwinden,
Das größte wie das kleinste Leid;
Sie schwindet schnell und läßt verschwinden
Den Schein, die ird'sche Herrlichkeit.

Doch fest in allen Ewigkeiten,
Ein lichter Stern, ein treuer Hort,
Führt uns das goldne Wort der Zweiten
Zum Lebensdrang zum sichern Port.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Ersch. vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Meilen, Wenden (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Gredebeul & Koenen, Ess'n (Ruhr).



Das tragbare Feldtelefon.

1757 begann, so wird erzählt, wurden durch den Donner der Geschütze alle in der Gegend befindlichen Hasen aus ihrem Lager aufgeschreckt. Zwischen beiden Heeren hin und her laufend, suchten sie Dedung im Gebüsch zu finden. Als eine Kanonenkugel einen Hasen zerstückelte, machte ein preussischer Soldat die gewöhnliche Bemerkung: „Der Sieg ist unser; die Franzosen schießen sich schon gegenseitig tot!“ Aber bei dem einen Hasen war es nicht geblieben. Auf dem verlassenen Schlachtfeld wurden noch viele tote Hasen gefunden, so daß die Landleute meinten: „Nun wird's wohl bald besser mit uns werden, denn die Preußen haben uns nicht allein von den Franzosen, sondern auch von den Hasen befreit, die unsere Köpfe auf-fraßen!“

Die Festnahme von Geiseln hat sich, namentlich in Belgien, als eine durchaus notwendige Maßregel gegen eine aufrührerische und zu heimtückischen Mordtaten greifende Bevölkerung erwiesen. In der Felddienstordnung von 1908 ist die Geiselnahme ausdrücklich als Maßregel angeführt zur Sicherung des deutschen Heeres in feindlichen Ländern gegen Übersälle unter Mitwirkung der bürgerlichen Bevölkerung und als Sicherung für die Bezahlung notwendiger Kontributionen. Nachdem Straßandrohungen